

Herr Stocker* schiebt seinen Rollator in den Speisesaal. Sieben Männer sitzen hier, jeder an seinem eigenen Tisch. Sie pellen gewissenhaft ihr hartgekochtes Ei, vor ihnen welkt eine Blume, an der Wand hängt Jesus von Nazareth. Es ist Abendbrotzeit, neben dem Ei gibt es zwei Scheiben Brot und ein Stück Räucherkäse. „Guten Abend zusammen!“, ruft Herr Stocker. Herr Mehwald nickt, der Rest schweigt. „Jetzt hat es den alten Kalmund auch erwischt. Junge, Junge, nee.“ Niemand reagiert. Nur Herr Dore gesellt sich zu ihm: „Das war abzusehen. Der hat so abgebaut. Das war offensichtlich. Mehr oder weniger.“ Herr Stocker ignoriert ihn, legt Brot, Käse und Ei in seinen Korb und verlässt den Saal. „Bis morgen in alter Frische!“

München, Maxvorstadt, Gabelsbergerstraße 72. Ein grünes Haus, vier Stockwerke hoch, im Erdgeschoss befindet sich ein Antiquariat. „Hier herinnen / Preise in DM“ steht an der Tür. Links daneben eine unscheinbare Eingangstür, kein Klingelschild.

Das „Haus an der Gabelsbergerstraße“ ist ein Männerwohnheim. Hier leben Männer, die ihr 50. Lebensjahr längst überschritten haben, Männer, die sonst nichts und niemanden mehr haben, kein Zuhause, keine Ersparnisse, keine Familie. Hier fangen neue Leben an. Hier enden sie.

Am Vormittag sitzt Herr Stocker, ein dünner, bärtiger Mann, auf seinem Bett und dreht sich eine Zigarette. Sein gut zwölf Quadratmeter großes Zimmer ist aufgeräumt, im Regal liegen alte Theodoors-Kassetten, im Fernsehen richtet Alexander Hold. Stockers altes Leben endete vor gut zehn Jahren, damals in seiner Heimatstadt Bochum: Er war LKW-Fahrer und für längere Zeit nicht bei seiner Familie. „Eines Tages komm ich nach Hause. Was ist? Da ist keiner mehr da. Keine Frau, keine Kinder, niemand.“ Seine Frau hat ihn mit beiden Kindern verlassen. Stocker konnte die zuvor angehäuften Schulden nicht mehr zahlen, musste seine Wohnung aufgeben, verlor seine Arbeit und landete auf der Straße. Seine Erzählungen verfangen sich immer wieder im Zigarettenrauch und werden von einem starken Husten unterbrochen. Von Bochum kam er über Umwege nach München. „Jedes Mal habe ich einen kennengelernt, der wusste, wo man was zu futtern kriegt.“ In München lebte er zunächst in einer Zwischenunterkunft. Dann kam er in die Gabelsbergerstraße.

Seither ist Herr Stocker einer von 42 Männern im „Haus an der Gabelsbergerstraße“, dessen Träger der Katholische Männerfürsorgeverein München e.V. (KMFV) ist. Weitere 20 wohnen in einem Apartment schräg gegenüber, acht weitere in der sogenannten Außenwohngruppe in München-Trudering.

„Kein einziger Mann wohnt hier, weil er sich das gewünscht hat“, sagt Michaela Ebert. Seit dem vergangenen Jahr leitet sie die Einrichtung. Sie steht im Dachgeschoss und führt durch das Haus. „Hallo, Herr Klein“, grüßt sie einen älteren Herrn, der gerade ein Hemd bügelt. Die Betreuer siezen die Männer und sprechen sie mit ihrem Nachnamen an.

Ein Dach finden hier „Männer mit sozialen Schwierigkeiten“, so Ebert: Männer, die ihre Wohnung und ihre Arbeit verloren haben, von ihrer Frau verlassen wurden, ihre Schulden nicht mehr bezahlen konnten oder krank wurden. Und spätestens dann oft mit dem Alkohol anfangen. So individuell die Lebensbiografien auch sind: Was die Männer gemeinsam haben, ist das Scheitern.

Trotzdem scheint die Institution des Männerwohnheims nicht so verbreitet zu sein. Allein in großen Städten gibt es einige dieser Anlaufstellen. Das ist ein Problem. Denn mit einer immer älter werdenden Gesellschaft, die noch dazu dem Leistungsstreben stärker denn je verhaftet ist, stellt sich die Frage: Was macht eine so wohlhabende Gesellschaft wie die unsere mit Männern, die an diesem Wohlstandsstreben gescheitert, die abgehängt und sozial isoliert sind?



„Hier kann ich existieren“: Früher arbeitete Herr Dore als Koch, heute betreut er die Bibliothek im Männerwohnheim.

Fotos Jan Roeder

Das Leben ist ja nicht vorbei

Es ist die letzte Hoffnung für ältere, alleinstehende, gescheiterte Männer: ein Wohnheim in der Münchner Maxvorstadt. Zu Besuch in einem außergewöhnlichen Haus.

Von Michael Graupner

Seit 1987 ist das Haus an der Gabelsbergerstraße eine solche Anlaufstelle. Damals kamen auf 80 Plätze nur vier Betreuer. Mittlerweile arbeiten bei 70 Bewohnern 20 Mitarbeiter im Bereich Pflege und Sozialdienst. Laut Michaela Ebert versuchen sie, den Männern wieder eine „Sinnhaftigkeit“ zu vermitteln, ihnen ein Stück ihrer Identität zurückzugeben. Das Leben sei ja nicht vorbei, nur weil man hierherkommt.

In das Haus gelangen sie hauptsächlich über andere ambulante Einrichtungen des KMFV. Die Gabelsbergerstraße 72 ist eine Langzeiteinrichtung, „Resozialisierungsmaßnahmen“ sind nicht mehr vorgesehen: „Unser Ziel ist die Beheimatung, keine Eingliederung. Wir versuchen, das Leben der Männer wieder adäquat und würdig zu gestalten.“ Meistens hätten die Männer bürgerliche Biografien, ein Bruch in ihrem Lebenslauf veränderte ihr weitgehend normales Leben.

In den Gesprächen mit den Männern geben diese nur wenig von sich preis. Ihren Lebensweg stellen sie in knappen Sät-

zen dar, einem Fremden schenken sie nur geringes Vertrauen. Die körperlichen und geistigen Folgen ihrer Schwierigkeiten sind allgegenwärtig: Einige können sich nur noch mit einem Rollator fortbewegen, ihre kognitiven Fähigkeiten sind eingeschränkt. Das Sprechen fällt vielen schwer, auch das Erinnern.

In der Pflegeabteilung im zweiten Stock stehen fünf Bier für Herrn Stocker bereit: zwei am Vormittag, eins am Mittag, zwei am Abend. Jetzt hat er gleich Dienst an der Pforte und holt sich vorher noch seine Biere ab. Viele der Bewohner haben eine Alkoholvergangenheit. Der Alkohol war Begleiter des Scheiterns oder sein Auslöser. Das Männerwohnheim ist ein „nasses Haus“, Alkohol in Maßen ist erlaubt. Die Abstinenz wäre das Ideal, hätte jedoch für manche Männer aufgrund des meist jahrzehntelangen, exzessiven Alkoholmissbrauchs gravierende körperliche Folgen, so Michaela Ebert. „Wir versuchen, zusammen mit den Bewohnern zumindest den Konsum zu reduzieren und etwas un-

ter Kontrolle zu halten.“ Der Verein hat dafür das Programm des „kontrollierten Trinkens“ entwickelt.

So wie bei Herrn Stocker. An der Pforte darf er nicht trinken, in seinem Zimmer öffnet er sich schnell eine Flasche. Auf die Frage, wie lange er schon Alkohol trinkt, winkt er ab, lacht und erzählt lieber von seiner Tochter, die ihn ab und zu besucht. „Da soll jetzt was Kleines drin sein.“ Er sammelt seine leeren Bierflaschen auf, nimmt einen letzten Schluck und geht. „So, Herkules, jetzt bist du wieder der Chef!“, ruft er seinem Nymphenstich noch zu.

Viele der Männer kommen noch aus einer anderen Zeit: Geboren kurz nach dem Krieg, aufgewachsen im Wirtschaftswunderland, groß geworden mit einem anderen Männlichkeitsideal: der Mann als Arbeiter, Versorger und Familienoberhaupt. In der Gabelsbergerstraße soll diesem Verständnis zumindest etwas entsprochen werden: Für Dienste in Küche, Wäscherei oder an der Pforte gibt es im Rahmen der tagesstrukturierenden

Maßnahmen 1,25 Euro pro Stunde. Maximal 20 Stunden dürfen die Männer in der Woche arbeiten. Ein Anreiz soll das sein, mehr nicht. Finanziert werden die Wohnheimplätze vom Bezirk Oberbayern. Dieser zahlt für ihre Unterkunft, Verpflegung und Kleidung.

Herr Dore hat so einen Job. Früher arbeitete er als Koch in großen Restaurants. Heute betreut er ein großes Ikea-Regal mit Büchern. Es ist die Bibliothek des Hauses. Herr Dore trägt kurze Hosen und kurzes Haar und spricht kurze Sätze: „Ich mag Bücher. Bücher sind meine Welt. Meine Familie mochte Bücher.“ Herr Dore schreibt gerade seine Autobiografie – genauer gesagt: deren zweiten Teil. „So, wie es wirklich war. Ich will nichts beschönigen. Meine Siege, meine Niederlagen, alles.“ Teil zwei beginnt im Jahr 2000, das Jahr, in dem auch der zweite Teil seines Lebens anfängt. Damals habe er alles hingeschmissen, die Arbeit aufgegeben: „Der Stress, die Hitze, es gab immer Ärger.“ Eine Weile sei er „rumvagabundiert“, dann kam er in die

Gabelsbergerstraße. Hier gefällt es ihm: „Ich kann hier leben und existieren. Das passt schon.“ Auch wenn es mit den anderen Mitbewohnern manchmal schwierig ist: „Nicht alle Bewohner sind meine Freunde.“ So begegnet man ihm im Haus meistens allein, während er mit sich selbst spricht oder die Speisekarte ins Französische übersetzt.

Das soziale Leben findet in den Gruppen des Hauses statt. 16 davon gibt es: von der Zeitungsgruppe über die Dart-Gruppe, die Leben-Sinn-Gruppe bis hin zur hauseigenen Band. Jede Gruppe trifft sich mindestens zweimal im Monat unter Anleitung eines Betreuers.

Im Garten kommt die Gehirn-Jogging-Gruppe zusammen, im Hintergrund lärmt der Verkehr der Gabelsbergerstraße. Herr Dore ist dabei, genauso wie Herr Müller, Herr Haupt und Herr Mehwald. Eine Betreuerin spielt mit den Männern Sprichwörter-Memory. Herr Mehwald deckt ein Bild auf: Darauf wird ein Mann in eine Tasse getunkt. Er deckt die nächste Karte auf: „Jemanden durch den Kakao ziehen“, steht darauf. Leichter Applaus von allen.

Herr Mehwald lebt seit mehr als sieben Jahren in der Gabelsbergerstraße. Auch sein Zimmer liegt unter dem Dach. Es ist ein Sammelsurium aus Technik: Kassettenrekorder, Fernseher, Computer. Er ist einer der aktivsten Bewohner und nimmt an mehreren Gruppen teil, zudem gehört er der Bewohnervertretung an.

Herr Mehwald berichtet über sein Leben sehr ruhig und abgeklärt. Zwischen Rasierschaum und Deodorant liegt ein Bild: Seine Frau, sein Sohn und er sind darauf zu sehen, vor gut 20 Jahren. Seine Frau kam ursprünglich von den Philippinen, wo er mit ihr einige Zeit verbrachte. Ende der achtziger Jahre kamen sie dann zurück, Herr Mehwald arbeitete in Hürth bei einer Versicherung. Ein deutsches Spießbürgerleben, so scheint es. Den Tag, der sein Leben veränderte, übergeht er im Gespräch, fast so, als habe er ihn verdrängt. Es braucht mehrere Anläufe, bis er sagt: „Am 18. Februar 2004 kam meine Frau zu mir. ‚Ich bin so müde, ich bin so schwach‘, sagte sie. Sie ist dann zum Arzt, der hat ihr Blut abgenommen, und das war’s dann.“ Kurze Zeit darauf sei sie gestorben, an Leukämie. Er legt das Bild zurück und atmet kurz durch. „Der Tod seiner Frau scheint Herrn Mehwald gänzlich aus der Bahn geworfen zu haben“, sagt Michaela Ebert später. Teilweise brauchen die Betreuer selbst Jahre, um die Lebensgeschichte der Bewohner zu erfahren.

„Ich bleibe hier für ewig wohnen. So lange ich lebe“, sagt Herr Mehwald. Unglücklich klingt er dabei nicht. Die meisten Männer kommen nicht mehr raus aus der Gabelsbergerstraße. In der Regel bleiben sie bis zum Tod. Um sie in den letzten Momenten ihres Lebens zu unterstützen, arbeitet das Haus mit einem Hospiz zusammen. Nur wenn jemand zum Pflegefall wird, muss er das Männerwohnheim verlassen und in ein Pflegeheim übersiedeln.

Während die letzten Männer ihr gepelltes Ei auf dem Brot zerdrücken und einige ihr Geschirr zur Ablage bringen, trägt ein Bestattungsunternehmen den Leichnam von Herrn Kalmund weg. Seit 1999 hat er in der Gabelsbergerstraße gelebt. Sein Schwarzweißbild im Speisesaal zeigt einen alten Mann mit weißem Haar und tiefen Falten. Am Ende sei es eine Erlösung für ihn gewesen, berichtet ein Mitarbeiter. Der nächste Todesfall könnte bald folgen: In der Pflegeabteilung im zweiten Stock liegt Herr Meister, mit 84 Jahren der älteste Bewohner. „Wir warten eigentlich täglich darauf, dass er von uns geht“, sagt Michaela Ebert.

Dann wird es eine kleine Trauerfeier im Haus geben und die Beisetzung wird nach Wunsch des verstorbenen Bewohners organisiert. Nach der Renovierung des Zimmers meldet Ebert das Zimmer im KMFV als frei. Der für die Belegung zuständige Sozialdienst im Haus hat oft vier bis fünf neue Interessenten für einen Platz. Schon zwei Wochen später kann ein neuer Bewohner einziehen. Dann beginnt wieder ein neues Leben in der Gabelsbergerstraße.

*Die Namen der Bewohner wurden geändert.

Es war eine grausame Tat, die sich am Mittwochmittag im sonst so beschaulichen Kandel in Rheinland-Pfalz ereignete. Ein 15 Jahre altes Mädchen wurde in einem Drogeriemarkt erstochen – von ihrem früheren Freund, ebenfalls 15. Mit einem 20 Zentimeter langen Brotmesser stach der afghanische Flüchtling Abdul D. wiederholt auf seine ehemalige Freundin Mia V. ein. Sie starb kurz darauf im Krankenhaus. Eine Beziehungstat, vermutet die Polizei.

Das Opfer hatte sich Anfang Dezember nach einer mehrere Monate anhaltenden Beziehung vom Täter getrennt. Eine grausame Tat, ohne Frage, für das Alter zudem ungewöhnlich – ereignen sich blutige Beziehungsdelikte in der Regel doch meist unter Erwachsenen, für die Ehe, Kinder, Eigentum auf dem Spiel stehen.

Doch der Fall stand schnell für mehr. So berichtete die „Tagesschau“ zunächst nicht darüber. Das erregte nicht nur die Gemüter vieler Zuschauer – ein

Beziehungstat als Politikum

Im rheinland-pfälzischen Kandel hat ein Flüchtling am Mittwoch seine 15 Jahre alte Ex-Freundin erstochen. Der Fall steht schon jetzt für mehr als allein für das schreckliche Delikt. Von Johanna Dürrholz

Sturm der Empörung brach via Twitter herein –, auch Medien wie die „Welt“ oder „Focus Online“ monierten die mangelnde Berichterstattung. Sie finden: Gewalt von minderjährigen Flüchtlingen darf nicht tabuisiert werden, muss in den Nachrichten der öffentlich-rechtlichen Leitmedien stattfinden. Die „Tagesschau“ veröffentlichte daraufhin am

Donnerstag eine Stellungnahme, in der erklärt wurde, man berichte grundsätzlich nicht über Beziehungstaten – nur, um am selben Abend doch eine Meldung zur Tat in Kandel zu senden. Zur besten Sendezeit um 20 Uhr.

Die Diskussion um den Umgang mit kriminellen Flüchtlingen verschärfte sich derweil öffentlich. Der Bürgermeis-

ter von Kandel, Volker Poß (SPD), rief zur Zurückhaltung auf und sagte im Interview mit FAZ.NET: „Da jetzt schon mit einer fremdenfeindlichen Tendenz Konsequenzen einzufordern, ist für mich überhaupt nicht angebracht.“ Andere SPD-Politiker sahen das anders. Burkhard Lischka, innenpolitischer Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, forderte die Abschiebung des Täters. Bürgermeister Poß berichtete von ähnlichen Forderungen in E-Mails von Bürgern, die jedoch mit fremdenfeindlichen Parolen bestückt gewesen seien.

Der Fall in Kandel verweist darüber hinaus auf eine weitere politische Debatte, die schon länger geführt wird: jene um das tatsächliche Alter von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen. Abdul D. war im April 2016 nach Deutschland gekommen und wurde von den Behörden als sogenannter Uma einstuft, also als unbegleiteter minderjähriger Ausländer. Er und Mia V. lernten sich auf der Integrierten Gesamtschule Kandel kennen. Der Vater von Mia V. erklärte nach

der Tat, er glaube Abdul D.s Altersangaben nicht: „Er ist nie und nimmer erst 15 Jahre alt“, sagte er der „Bild“-Zeitung. Das erinnert auch an den Fall Hussein K., der derzeit wegen Vergewaltigung und Mordes in Freiburg vor Gericht steht. Seit Monaten kreisen die Verhandlungen um die Frage, wie alt der Angeklagte zum Tatzeitpunkt war. Hussein K. selbst gibt an, im Moment des Geschehens 17 Jahre alt und somit minderjährig gewesen zu sein. In diesem Fall würde das Jugendstrafrecht für ihn gelten. Gutachter vermuteten jedoch, Hussein K. sei zum Tatzeitpunkt mindestens 22 Jahre alt gewesen. Dies bestätigte jüngst der Vater des Angeklagten, der am Telefon sagte, sein Sohn sei inzwischen 33 Jahre alt – und somit schon lange volljährig.

Gutachten zur Ermittlung des Alters werden in Deutschland jedoch nur dann in Auftrag gegeben, wenn die zuständigen Jugendämter nach geführten Gesprächen an den Altersangaben der Flüchtlinge zweifeln. Und das geschieht nach An-

sicht vieler Unionspolitiker zu selten. Nadine Schön, stellvertretende Vorsitzende der Unionsfraktion im Bundestag, sagte Ende November, es sei nicht länger hinnehmbar, dass durch „die laxe Handhabung vieler Jugendämter nach Schätzungen von Experten mindestens ein Drittel bis zur Hälfte der in Obhut genommenen Jugendlichen deutlich älter ist – eine große Anzahl sogar Mitte 20“.

Entsprechende Forderungen von Unionspolitikern, die eine gesetzlich vorgeschriebene medizinische Altersfeststellung von unbegleiteten jungen Flüchtlingen verlangen, wurden bisher vom Bundesverband unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (BumF) abgelehnt. Auch Juso-Chef Kevin Kühnert lehnte eine generelle Altersfeststellung in einem Interview mit der Online-Ausgabe der „Welt“ ab: „Wenn Leute wie im Zoo begutachtet werden, habe ich da nach meinen Wertvorstellungen Probleme mit.“ Das sagte er am 10. Dezember. Zweieinhalb Wochen bevor Abdul D. seine Ex-Freundin erstach.